

Standpunkte 10/ 2005

Informationsdienst des Münchner Forums e.V.

ISSN 1861-3004



Schellingstraße 65, 80799 München
☎ 089 282076, info@muenchner-forum.de

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
19.12.2005 Redaktion: Gernot Brauer

Sehr geehrte Damen und Herren,

Die Konkurrenz der Städte untereinander schläft nicht, besonders die Innenstädte werden allenthalben attraktiver herausgestellt. Nicht so in München. Hier sonnt man sich in Erfolgen der Vergangenheit – und versäumt, vorliegende Planungen zu realisieren. So verhält es sich mit der Münchner **Fußgängerzone**. Die Hauptachse Neuhauser / Kaufinger Straße ist eine nicht selten überfüllte Attraktion, die Nebenstraßen sind zu zweitrangigen Lagen geworden. Noch immer ungelöst ist die Gestaltung der **Sendlinger Straße** und des Tals. Was Geschäftsleute dazu im angeblichen Interesse ihrer Kunden fordern, deckt sich nicht mit der Realität, wie der Bayreuther Stadtforscher Rolf Monheim festgestellt hat. Er referierte jetzt in unserer Reihe „Zukunft Stadt“. Wir bringen seine wichtigsten Befunde ab Seite 2.

Zwölf Stockwerke tief, fast doppelt so tief wie das Rathaus an der Nordseite hoch ist, wird die Deutsche Bahn Münchens Zentrum aufgraben, um neben dem Rathaus den künftigen S-Bahnhof **Marienhof** bauen zu können. Anschließend soll die Oberfläche dieses Areals neu gestaltet werden, wozu derzeit ein Wettbewerb läuft. Erste Details hierzu lesen Sie auf S. 5.

Am **Altstadtring** wird die letzte bauliche Lücke geschlossen. Was das für die Urbanität Münchens bedeutet, zeigt Seite 7. Auf Seite 8 berichten wir über den abgeschossenen Arbeitskreis **Höhe und Dichte** und geben auf Seite 10 einen Überblick über die voraussichtlichen **Aktivitäten des Münchner Forums im neuen Jahr**.

Auf Seite 11 berichten wir kurz über eine schon bewährte Münchner **Weihnachtsaktion** und auf Seite 12 über Neuerungen bei Münchens **Bussen und Bahnen**. Grundsätzliche Fragen zur **Veränderung des öffentlichen Raums im digitalen Zeitalter** schildert schließlich eine BR-Sendung, die wir ab S. 13 wiedergeben.

Dies ist unsere letzte „Standpunkte“-Ausgabe im Jahr 2005. Unser Online-Dienst hat sich gut etabliert; selbstverständlich erscheint er nächstes Jahr weiter. **Bitte beteiligen Sie sich**, wenn Sie mögen, mit Beiträgen und Leserbriefen. Inzwischen beste Wünsche zu den Festtagen und zum neuen Jahr.

Mit freundlichen Grüßen
Wolfgang Czisch
Vorsitzender des Programmausschusses

INHALT:

Wieder hält ein Experte
München den Spiegel vor:
Münchens City wartet
noch immer auf eine Vision
von 1972 **Seite 2**

Unter dem Marienhof wird
zwölf Stockwerke gegraben:
Münchens Zentrum:
Verkehr unten, urbanes
Erlebnis oben **Seite 5**

Am Altstadtring Ost wird die
letzte Lücke geschlossen.
Gute Architektur ist zu finden,
aber entsteht auch
Urbanität? **Seite 7**

Arbeitskreis Höhe und Dichte
schließt seine Arbeit ab:
„Stadt: Gestalt und Lebensraum“
heißt ein neues Thema **Seite 8**

Das Münchner Forum diskutiert
auch 2006:
München stellt künftig
viele herausfordernde
Fragen **Seite 10**

Vor zehn Jahren ging München
eine UNICEF-Patenschaft ein:
UNICEF wird weiterhin
unterstützt **Seite 11**

Fahrgastinformation der
Verkehrsbetriebe soll ab
April 2006 besser werden:
Ab Ostern fahren Busse
und Bahnen satellitenüberwacht **Seite 12**

Öffentlichkeit in Zeiten der
Digitalisierung:
Öffentlicher Raum in der
digitalen Ära ist Raum auf
Zeit **Seite 13**

Wieder hält ein Experte München den Spiegel vor und sagt: Die Stadt ist träge geworden

Münchens City wartet noch immer auf eine Vision von 1972

**„Kompakt, urban, grün“ heißt das Planungsmotto für München. Nach Ansicht des Städteforschers Prof. Rolf Monheim, Uni Bayreuth, fehlt ein vierter Schlüsselbegriff: bunt. Nur eine City mit bunter Nutzungsvielfalt, die ihr Stadterlebnis professionell vermarktet, punktet langfristig im Wettbewerb um Besucher und Kunden. München war dabei einst Spitze. Inzwischen fällt die Stadt zurück, sagt Monheim mit Blick auf seine Forschung. Denn nicht einmal die Planung der fußläufig erleb-
baren Stadt von 1972 ist bislang voll eingelöst. München müsse mehr tun, meint Monheim, um den Anschluss an attraktive andere Standorte nicht zu verlieren.**

„Ab in die Mitte“ heißt seit 1999 ein Slogan in Städten Nordrhein-Westfalens. „Ab in die Mitte“ hört man seit 2002 auch in Niedersachsen und Hessen. Seit 2004 sagt auch Sachsen mit großem Erfolg „Ab in die Mitte“. Und „Ab in die Mitte“ liest man 2005 nun auch in Berlin. In allen Fällen ergreift die Öffentliche Hand gemeinsam mit der Privatwirtschaft die Initiative, um Stadtzentren fit zu halten für gewandelte Erwartungen ihrer Einwohner und ihrer Besucher. Stets geht es um Wettbewerbe für lokale Initiativen zur Belebung der Zentren. Dabei arbeiten Länderministerien und IHKs, der Städte- und Gemeindegtag, die Kommunen, wissenschaftliche Einrichtungen und Medien sehr eng zusammen. Es gibt Siebprämien für die besten Ideen und Vorrang für diese Ideengeber bei der Vergabe von Städtebaufördermitteln und bei der Förderung von Tourismusprojekten. Im Ergebnis wandeln sich die Städte, um allen, die im Zentrum zu Fuß einkaufen oder bummeln gehen, die Stadt als attraktives Erlebnis zu präsentieren.

Braucht München das nicht? Schließlich hat Bayerns Landeshauptstadt mit seiner Fußgängerzone zu den Olympischen Spielen von 1972 Maßstäbe gesetzt. Der Jensensche Idealplan für Münchens Fußgängerzone liegt gar seit 1965 vor, ein entsprechender Flächennutzungs-Grundplan seit 1974. Aber das liegt mehr als 30 Jahre zurück. Zwar sind seither Fußgängerbereiche hinzu gekommen, nicht zuletzt außerhalb des öffentlichen Raums, etwa in den Fünf Höfen. Aber die damals präsentierte Vision einer vernetzten Fußgängerstadt bis zum Sendlinger Tor ist noch immer nicht eingelöst. Die Kaufinger und Neuhauser Straße ist bisweilen beängstigend überfüllt. Das Hackenviertel aber muss Broschüren verteilen, um darauf aufmerksam zu machen, dass es überhaupt existiert. Berstende und, wie Mohnheim mit Zahlen belegt, abschreckende Überfüllung da, Leere dort – München hat Hausaufgaben zu erledigen.

Nürnberg und Regensburg zeigen, wie man Städte attraktiver machen kann

Selbst kleinere bayerische Zentren wie Nürnberg oder Regensburg sind nach Monheims Feststellungen weiter. Nürnberg treibt den Umbau seines nach dem Krieg wiederaufgebauten Zentrums in Stufen voran. Bereits seit zehn Jahren gilt Stufe 6 und bedeutet, dass man mit Pkws zwar weiterhin in die Altstadt fahren kann, aber nicht mehr durch sie hindurch. Es gibt nur noch Quartierserschließungen. Nürnbergs Geschäftsleute, die der Stadt deshalb einmal das Siegel „Provinznest der Zukunft“ ankleben wollten, haben längst umgelernt. Nürnberg hat mittlerweile rund zehn Kilometer Fußgängerwege, weit mehr als München. „Ein langer Lernprozess“, so Monheim, „zeigt Erfolge“.

Regensburg hat auf den Wettbewerb von 60.000 Quadratmetern Verkaufsfläche des Donau-Einkaufszentrums direkt am Rand der Altstadt mit einem durchgängigen Umbau der City-Straßen reagiert und damit seine 80.000 Quadratmeter City-Geschäftslagen in früher teilweise unattraktiven Gassen so aufgewertet, dass dort unzählige kleine Läden zu tragbaren Mieten ihr Auskommen haben. Der Effekt: In fast keiner anderen Stadt, die Monheim analysiert hat, gehen Menschen samstags in so viele Läden wie dort, nämlich in durchschnittlich mehr als fünf. Regensburgs City ist schon fast komplett ein öffentlicher, fußläufiger Freiraum. Und diese Entwicklung geht weiter.

Typisch nicht nur für Regensburg ist es nach Monheims Feststellungen, dass Geschäftsleute und ihre Kunden aneinander vorbei reden, wenn es um den Umbau der Stadtzentren geht. So forderten noch 1997 und 1998 zwei Drittel alle befragten Händler in Regensburg, die Zufahrtsmöglichkeiten für Kunden-Pkws zu verbessern, während nur jeder zehnte Kunde das wollte. Grob vertan hatten sich die Händler dabei in der Einschätzung der Meinung ihrer Kunden: Sie nahmen nämlich an, dass eine Mehrheit der Kunden wie die Geschäftsleute mehr Verkehr in der City wollte – völlig im Gegensatz zum wirklichen Meinungsbild. Auch bei der Gegenfrage nach einer Verkehrsverringerung projizierten die Händler ihr eigenes – nun ablehnendes – Meinungsbild auf das ihrer Kunden, während diese mehrheitlich auf eine Verkehrsverringerung positiv reagierten.

Münchens Sendlinger Straße: ein Dauerthema, das unter falschen Vorstellungen leidet

Ganz ähnlich in München: Die Einzelhändler der Sendlinger Straße schätzen, dass 22 Prozent ihrer Kunden mit dem Pkw kommen. Tatsächlich sind es nur 10 Prozent. Sie vermuten unter ihren Kunden nicht einmal zur Hälfte Benutzer des öffentlichen Verkehrs (45%). Tatsächlich sind es fast zwei Drittel (62%). Sie vermuten weiter, dass 12 Prozent ihrer Kunden mit dem Auto zu einem Umsteigepunkt von Bahnen oder Bussen fahren. Tatsächlich tun das nur ein Prozent – und das, obwohl die Stadt mit dem Pkw durchaus erreichbar ist. „Keine Änderung“ der Verhältnisse fordern hier lediglich 23 Prozent der Händler und gerade einmal 12 Prozent der Passanten. Die große Mehrheit beider Seiten will, dass etwas geschieht. Beide Seiten sind sich einig, dass die Sendlinger Straße heute keinen zufrieden stellenden Eindruck macht. Eine weitere Verkehrsberuhigung fordern 11 Prozent der Händler und 20 Prozent der Passanten, eine Fußgängerzone 39 Prozent der Händler und 48 Prozent der Passanten. Zusammen sagen also die Hälfte aller Händler und zwei Drittel aller Passanten: Hier muss der Pkw-Verkehr heraus.

Noch am Tag seines Vortrags hatte Monheim in der Sendlinger Straße persönlich die parkenden Autos gezählt. Jedes dritte war ein Anwohner-Auto. Nur jedes vierte fremde parkte korrekt. Ein einziger Parkplatz war frei. „Die Erreichbarkeit von Geschäften mit dem Auto über einen Straßenrand-Parkplatz ist also eine schiere Illusion“, folgert Monheim. „Nur wer Parkhäuser ansteuert, hat fast nie Probleme.“ Zahlen bestätigen das. Probleme bei der Pkw-Fahrt in die Münchner Innenstadt nannten bei einer Monheim-Befragung nur 15 Prozent, nicht ganz zufrieden oder unzufrieden mit den Parkmöglichkeiten waren nur 17 Prozent. „Und das“, so Monheim, „sind eben die Straßenrandparker“.

BMW entwickelte einen Blauen Ring: eine Vision, die leider in Schubladen verschwand

Monheim erinnerte bei seiner Präsentation am 1. Dezember im Münchner Gasteig daran, dass BMW schon vor weit mehr als zehn Jahren mutige Schritte zu einem verkehrsberuhigten Ausbau des Münchner Zentrums ausgearbeitet hatte. Innerhalb eines sogenannten Blauen Rings für den Durchgangsverkehr (Isarparallele, Prinzregentenstraße, Seidl-/Paul-Heyse-/Heinrich-Heine-/Kapuzinerstraße) mit angehängten Parkhäusern sollten vier Citybuslinien das Zentrum erschließen und den Pendlerverkehr weitgehend draußen halten. 80 Prozent der Münchner, die seinerzeit dazu eine Ausstellung besucht und ihre Meinung gesagt hatten, wollten, dass dieser Plan realisiert wird, und zwar auch dann, wenn sie selbst Autofahrer waren. Eine überwältigende Mehrheit hielt ihn für technisch und eine leichte Mehrheit für finanziell durchführbar. Geteilt waren die Meinungen damals nur darüber, ob er auch politisch durchsetzbar sei.

Vergleich mit Zürich zeigt: Öffentlicher Verkehr kann für jedermann hoch attraktiv sein

Braucht eine attraktive, eine wohlhabende Stadt aber überhaupt den autofahrenden Kunden? Monheim verwies auf eine der wohlhabendesten Städte, auf Zürich. In München kamen 1992 mehr als zwei Drittel der Kunden, nämlich 69 Prozent, mit dem öffentlichen Verkehr in die City, in Zürich fast drei Viertel, nämlich 74 Prozent – und das bei weniger attraktiven Verkehrsmitteln; denn Zürich hat keine U-Bahn.

Nur einkaufen ist out, shoppen ist in: Die City ist Geschäftslage und Erlebnis zugleich

Nach Monheims Untersuchungen kommen die Menschen übrigens ebenso oft in die City um einzukaufen wie nur um bummeln zu gehen. „Shopping“ sei längst nicht mehr vornehmlich Warenbeschaffung, sondern City-Erlebnis. Nur zum Einkauf kamen 1996 und 1997 lediglich 13 bzw. 8 Prozent der Menschen in die Münchner City, zum kombinierten Shopping- und Freizeitbummel jeweils deutlich über die Hälfte. Jeder zweite sucht dabei übrigens eines der großen Kaufhäuser auf, allerdings nur in der Hälfte der Fälle um auch tatsächlich zu kaufen. Insgesamt hält sich ein City-Besucher in München mehr als drei Stunden in der Innenstadt auf – das ist der Spitzenwert aller Städte, die Monheim untersucht hat. Jeder vierte, samstags sogar jeder dritte geht dabei fast eine Stunde (4 km) zu Fuß – und das gern, wie Monheim betonte. In allen Städten gilt ein Stadtbummel zu Fuß nämlich als sehr angenehm oder als eher angenehm; nur in München sagt samstags jeder dritte „unangenehm“. Das liegt eindeutig an der Überfüllung der Haupt-Fußgängermeile, die wochentags für jeden vierten Passanten und samstags sogar für jeden dritten Gedränge und Hektik ausstrahlt – ein erneutes Indiz dafür, dass Münchens Innenstadt weiter umgebaut werden muss.

Nicht überrascht hat Monheims Befund, dass das Stadtbild zum Gelingen eines Stadtbummels wesentlich beiträgt. Das gilt exemplarisch in Nürnberg, wo jeder zweite Passant das nach dem Krieg erneuerte Stadtbild als besonders wichtig für einen angenehmen Stadtbummel nennt. In München sagt das nur jeder vierte. „München muss sich etwas einfallen lassen, um sich seinen Besuchern erlebbarer zu präsentieren“, sagte Monheim. Und „für jede Shopping Mall wären Signale, wie wir sie für München empfangen, Alarmzeichen. Das Center Management würde sofort reagieren.“

„Man muss wissen, wo man hin will. Das ist in München zur Zeit nicht der Fall.“

Monheims Präsentation, gespickt mit zahlreichen weiteren Daten und Fakten, machte sehr klar: Die Städte von morgen müssen in ihre Attraktivität investieren. „Man muss wissen, wo man hin will. Nach meinem Eindruck,“ so Monheim, „ist das in München zur Zeit nicht der Fall.“ Drei Kernfragen müsse auch München beantworten: Welches Profil will die Stadt? Welche Prioritäten werden beschlossen? Welches Image wird kommuniziert?

Städte müssten wie Markenartikel geführt werden, sagte Monheim mit Blick nicht nur auf Regensburg, sondern auch auf das nördlich kühle Kopenhagen, wo sich nicht nur die Fußgängerfläche verdoppelt habe, sondern auch deren Attraktivität, gemessen an der Zahl der Passanten. Und Monheim zitierte ein Wort über Venedig, das in München längst nicht Realität ist: In Venedig *hört* man die Leute noch reden. Monheim zitierte Jérôme Savary:

„Die Nacht war angebrochen, und wir gingen durch eine enge Gasse. Keinerlei Autos, keine Motorengeräusche, nicht das dumpfe Dröhnen, das die Nacht in allen Städten der Welt entweiht. Man hörte nichts als Stimmen, Stimmen der Passanten, die ihnen oft schon vorauseilten, bevor sie noch um die Straßenecke kamen. Die Wege der Leute kreuzten sich, man erkannte sich wieder, hielt an, um zu plaudern, ohne auch nur die Stimme zu heben. Es war wie im Theater. Das Wort ist König in Venedig und begleitet jeden Spaziergang, jede Reise.“

Für München empfiehlt Monheim eine neue Gesprächskultur zwischen öffentlicher Hand und privaten Partnern, die eine Institution wie das Münchener Forum moderieren könne. Niemand dürfe dabei ausgeschlossen werden. Eine parallele Internetplattform habe sich in Köln bewährt.

Die Stadtverwaltung wird ihre Vorstellungen zur Zukunft der Innenstadt vom 12. Januar bis Ende Februar in einer Ausstellung „Zukunft findet innen statt“ in der Rathausgalerie darstellen. Ob die kommunalen Planungen das von Monheim geforderte „Weltniveau“ haben, werden die Besucher der Ausstellung sehen. Für den Städteforscher Monheim jedenfalls ist eine neue Münchener Initiative mit geänderten Prioritäten nötig, um die Stadt im globalen Attraktivitätswettbewerb auf einem vorderen Platz zu halten.

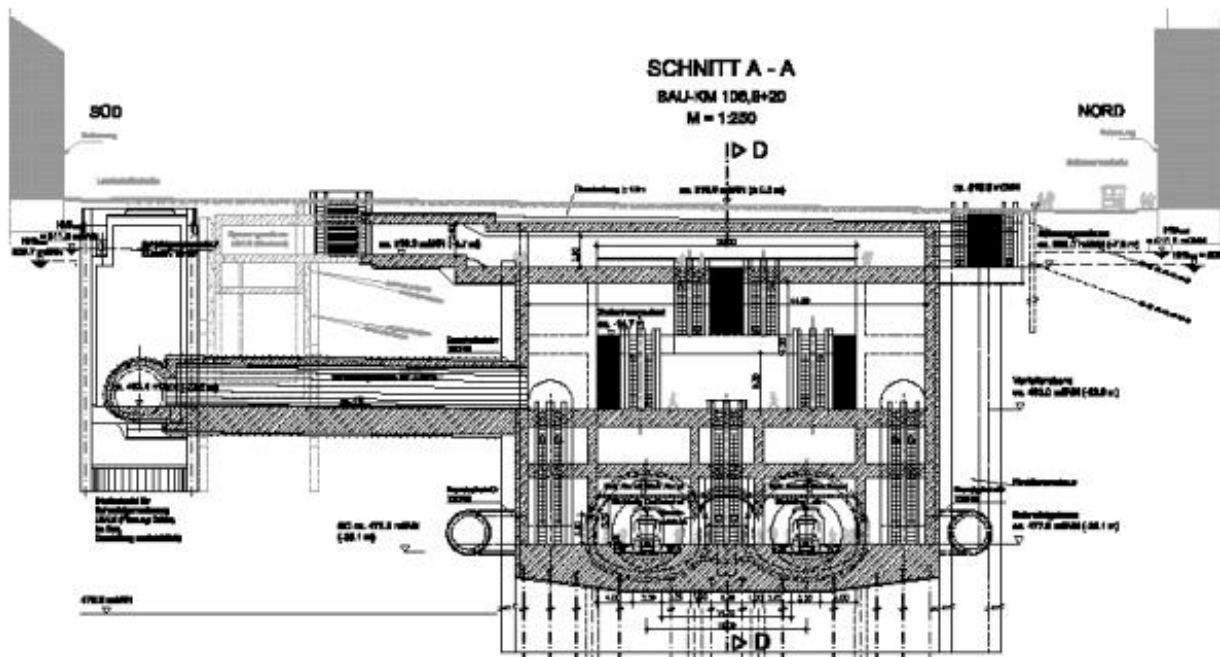
Gernot Brauer

Unter dem Marienhof wird zwölf Stockwerke tief gegraben. Danach bietet sich die Chance, den Marienhof und damit das Rathaus ganz neu zu präsentieren:

Münchens Zentrum: Verkehr unten, urbanes Erlebnis oben

Die zweite S-Bahn-Stammstrecke bringt mehr als nur eine gigantische Herausforderung an die Leute vom Bau, eine zwölf Stockwerke tiefe Baugrube herzustellen und in ihr Münchens voluminösesten Untergrundbahnhof auszubauen. Sie bietet auch die Chance, danach die Oberfläche und mit ihr auch das Rathaus-Umfeld grundsätzlich neu zu gestalten.

Der Marienhof ist ein Dauerthema seit Ende der 40er-Jahre, seit nämlich München beschloss, ein an dieser Stelle völlig zerstörtes Wohngeviert nicht wieder in den historischen Dimensionen aufzubauen. Nach der Trümmerbeseitigung war der Marienhof von 1948 an fast zwei Jahrzehnte lang Parkplatz. 1958 plante der Stadtrat zwar die Wiederbebauung (Wettbewerb, mehrfach überarbeitete Versionen bis 1980). Von 1966 bis 1971 wurde die Fläche aber U-Bahn-Baustelle, anschließend temporärer Standort eines Besucherpavillons für die Olympischen Spiele und seit 1974 teilweise Parkplatz mit einem Grünstreifen. Dann folgte ein Gestaltungswettbewerb, den Stefan Braunfels mit einem Parkkonzept mit einer leichten Randfassung gewann. Das Landesamt für Denkmalschutz grub 1989 den Untergrund auf. Danach wurde der Marienhof mit Ausnahme der Landschaft-, Diener- und Schrammerstraße zur Grünanlage entsprechend den Plänen von Braunfels und unter Beseitigung des Behördenparkplatzes. 2003 hat die Stadt erneut eine U-Bahn-Baustelle eingerichtet. Jetzt wird der Marienhof wegen des S-Bahn-Baus beansprucht. Ein definitiver Ausbau kommt 2010.

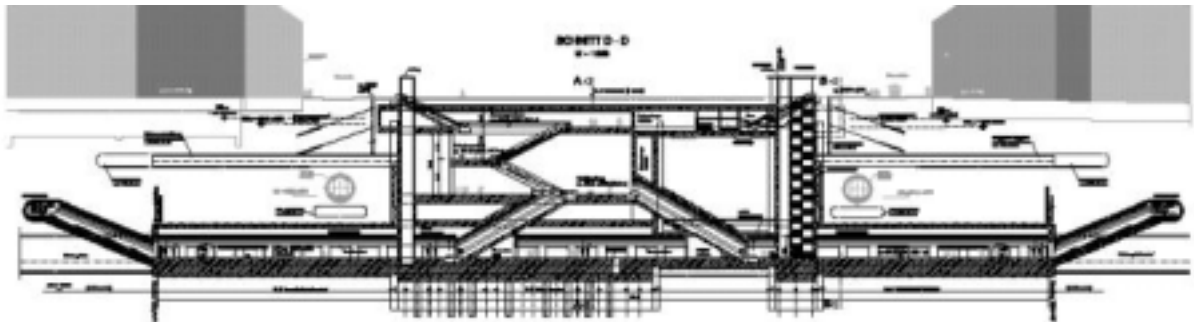


Neben dem künftigen S-Bahnhof Marienhof wirkt die mächtige Rathaus-Nordfassade (links oben) spielzeughaft klein. Auf erst halber Tiefe wird das S-Bahnhofsbauwerk über Quertunnel mit den bestehenden U-Bahnsteigen verbunden (links). Das S-Bahnhofs-Sperrgeschoss bindet an die U-Bahn-Zugänge an.

Ein „Runder Tisch“ erörterte 2004, wie der Marienhof künftig aussehen soll

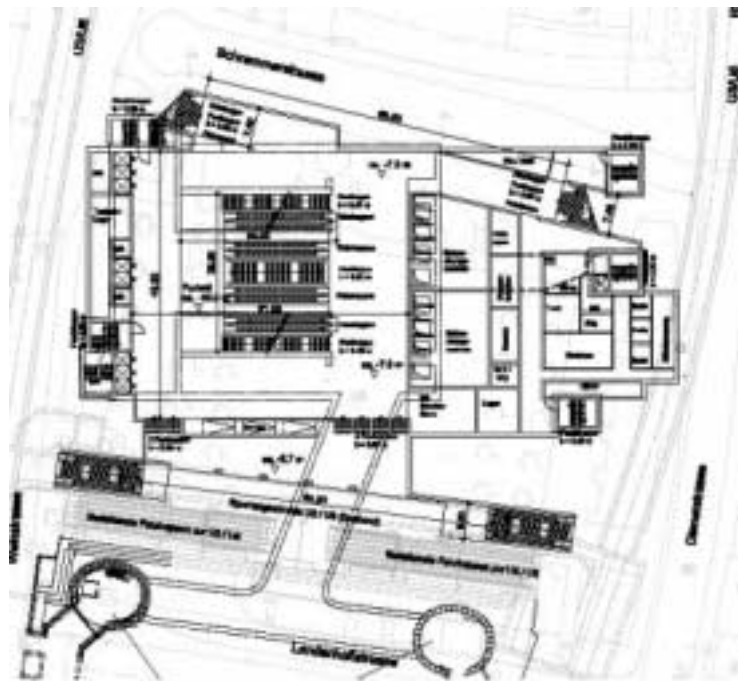
Ein Runder Tisch aus Mitgliedern der Stadtratsfraktionen und der städtischen Referate, des Bezirksausschusses, der Stadtgestaltungskommission, der Kreisheimatpflege, des Fremdenverkehrsamts, der Verkehrsträger, des Münchner Forums und einer Reihe externer Experten hat sich im Mai 2004 darauf verständigt, welche Prämissen dem Gestaltungswettbewerb für den künftigen Marienhof zugrunde liegen sollen. Er hat sich darauf verständigt, dass der Marienhof künftig eine Erholungsfläche wird, die die historischen Wegebeziehungen neu kenntlich macht,

ohne dass aber historische Spuren überbewertet werden; dass er nicht bebaut, aber klar gegliedert wird, und zwar als Aufenthaltsraum von hoher Qualität, der mit landschaftsarchitektonischen Mitteln gestaltet wird. Dabei muss es sich nicht um eine Grünfläche handeln - „Vertikales Grün“ – gemeint sind Bäume – ist ebenso möglich.



Der künftige S-Bahnhof Marienhof zwischen Schäfflerblock (links) und Altem Hof (rechts). Bilder: DB

Der Marienhof soll nach Ansicht des Runden Tisches ein Forum zweckfreier Kommunikation werden, eventuell eine „Oase der Kultur / Kontemplation / Ruhe“, die jedoch ganzjährig bespielbar ist, weil der Platz kulturell-künstlerische und gastronomische Nutzungen zulässt, aber auch für größere Veranstaltungen geeignet ist. Zugleich soll weiterhin Anlieferverkehr möglich und sich gegenseitig ausschließende Nutzungen sollen räumlich getrennt sein. Im Sommer 2005 hat der Stadtrat dann einen neuerlichen Gestaltungswettbewerb beschlossen. Hier seine Eckdaten:



Der S-Bahnhof braucht fast das komplette Marienhof-UG.

- Der Marienhof wird eine Oase der Kultur, Erholung und Kontemplation.
- Die historische Struktur des früheren Stadtquartiers soll ablesbar und der frühere Stadtgrundriss mit seiner Topografie wieder erlebbar gemacht werden.
- Der Platz soll eben und barrierefrei zugänglich sein. Er soll als städtischer Platz aufgewertet werden; ein Drittel der Fläche soll wechselnden Veranstaltungen dienen.
- Eine eigenständige Bebauung ist nicht vorgesehen; die Zugänge zum künftigen S-Bahnhof sollen aber dreidimensional gestaltet werden.
- Auch künftig sollen auf dem Marienhof wieder Bäume stehen.
- Radwege bleiben; Fahrradabstellmöglichkeiten sind ausdrücklich erwünscht.

- Die jetzt noch für den Pkw-Verkehr offenen Straßen an drei Seiten des Marienhofs sollen zwar Fußgängerzonen werden; der Lieferverkehr, eine Tiefgagenzufahrt und natürlich die Feuerwehzufahrt müssen gewährleistet bleiben. Kurzzeitparkplätze in der Diernerstraße und Behindertenparkplätze sollen „vorläufig“ ebenfalls bleiben; damit würde ein wirklich beruhigter Fußgängerbereich in dieser „guten Stube“ der Stadt Illusion.

50 Bewerber können am Gestaltungswettbewerb Marienhof teilnehmen. 60.000 € Preisgelder hat die Stadt ausgelobt. Der Wettbewerb läuft mittlerweile; Annahmeschluss für Pläne ist der 9. Januar 2006.

Gernot Brauer

Am Altstadtring Ost wird die letzte bauliche Lücke geschlossen.

Gute Architektur ist zu finden, doch entsteht auch Urbanität ?

Wo München vor dem Krieg eng bebaut war, am heutigen Altstadtring, hatten die Planer der Wiederaufbauzeit eine Stadtautobahn vorgesehen, die erst viel später zu einer Art Boulevard zurückgebaut wurde. Aber seltsam: Die einladend breiten Bürgersteige des Karl-Scharnagl-Rings sind fast immer leer. Geschäfte, Restaurants, Cafés, städtisches Leben? Fehlanzeige. Am Thomas-Wimmer-Ring ist der Eindruck nicht besser. Beide Straßen zwischen Zentrum und Lehel trennen weiterhin, statt dass sie verbinden. Beidseits der Maximilianstraße ist der Altstadtring eine urbane Ödnis. Nun wird am Karl-Scharnagl-Ring zwischen den Einmündungen der Bürklein- und der Seitzstraße in der sensiblen Nachbarschaft zum St. Anna-Kloster die letzte bauliche Altstadtring-Lücke geschlossen. Wird München hier außer kompakt und grün zu sein auch wieder zumindest ansatzweise urban?

Das Grundstück 2447/1 am Karl-Scharnagl-Ring ist die letzte Freifläche entlang des Münchner Altstadtrings. Es lag einmal außerhalb der mittelalterlichen Stadt. Um 1800 grenzte es direkt an die barocke Befestigung. Nach deren Beseitigung war hier bis etwa 1900 ein Alleengürtel mit Straßen und einer Wohnbebauung entstanden. Erst nach den Kriegszerstörungen kam dann der zunächst überbreite Altstadtring für den Autoverkehr. Sein brutaler Durchbruch durch das Ensemble der Maximilianstraße und die Errichtung der Staatskanzlei auf dem Gelände des früheren Armeemuseums am Hofgarten führten schließlich zu einem schmäleren Straßenumbau und zu einem Teilwiederaufbau der historischen Bürklein-Gebäude an der Kreuzung des Rings mit der Maximilianstraße. Hier ist München urban; das Café Roma und der Nachfolger der legendären Bar Schumann's gegenüber sind gesuchte Treffs und garantieren städtisches Flair.



Gegenüber dem Bürohausneubau mit dem kreisrunden Innenhof entsteht der letzte Altstadtring-Neubau

Einige wenige Flurstücke entlang des Altstadtrings blieben lange unbebaut. Erst in den letzten Jahren haben Bürobauten beidseits des Karl-Scharnagl-Rings zumindest die bauliche Straßengrenzung weitgehend wieder hergestellt. Urbanität ist bislang nicht entstanden.

Nach der Aufstellung eines rechtskräftigen Bebauungsplans erwarben die Münchner Firmen Accumulata Immobilien Development GmbH und IMBW Capital & Consulting GmbH inzwi-

schen das letzte freie Grundstück vor dem St. Anna-Kloster. Sie schrieben einen Architekten-Workshop aus, den Auer + Weber + Architekten gewannen. Die Investoren errichten hier ca. 9000 Quadratmeter Büroflächen. Mit diesem künftigen Neubau wird die Straßenflucht in diesem Bereich Münchens komplettiert. Wünschenswert wäre es, dass damit auch die längst überfällige Belebung und Stadtreparatur gelingt. Denn urbanes Leben kehrt allein mit Büros in diesen Bereich des Zentrums noch nicht zurück. Das sehen auch die Investoren so. Sie haben deshalb im Erdgeschoss Platz für ein Café oder Restaurant eingeplant. Es ist Bürgern und Investoren zu wünschen, dass sich hierfür ein Betreiber findet. Ein Ansporn für die Nachbarn, wenn es gelingt, ihre einladend offenen Erdgeschossfassaden nicht nur als Schaufenster zu nutzen. G. Brauer



Das Architekturbüro Auer + Weber + Architekten baut diesen letzten Büroneubau am Altstadtring..

Bildquellen: Auer + Weber + Architekten

Arbeitskreis Höhe und Dichte des Münchner Forums schließt seine Arbeit ab:

„Stadt: Gestalt und Lebensraum“ heißt ein neues Thema

Mit einer positiven Gesamtbilanz hat der Arbeitskreis „Höhe und Dichte“ des Münchner Forums unter Leitung des Programmausschuss-Vorsitzenden Wolfgang Czisch seine Arbeit abgeschlossen. Auf Vorschlag von Udo Bünnagel wird ein neuer Arbeitskreis „Stadt: Gestalt und Lebensraum“ künftig Fragen der Stadt, ihrer gebauten Umwelt und ihrer Lebensgrundlagen zur Diskussion stellen.

Ausgangspunkt für den Arbeitskreis „Höhe und Dichte“ war der Bau der beiden Hochhäuser Uptown München und Munich Highlights. In neun Sitzungen hatte der Arbeitskreis nicht nur über die Hochhausstudie der Stadt von Schreiber / Stracke und deren gegensätzliche Ansätze diskutiert, sondern auch über die Möglichkeit, höhere Dichten mit niedrigeren, z.B. vier- bis sechs-geschossigen Bauten zu erreichen. Auch grundsätzliche Fragen zur topografischen Lage der Stadt, des wünschenswerten Höhenprofils des Gesamt-Stadtgefüges, der soziologischen, wirtschaftlichen und ökologischen Auswirkungen einer starken Verdichtung der Stadt, insbesondere durch sehr hohe Gebäude, waren Themen der Diskussionen, deren Ziel es war, möglichst umfassend Information und Basiswissen zu vermitteln. Im Einzelnen wurde besprochen:

- Welche Konsequenzen verlangt die geomorphologische Lage Münchens?
Antwort: Besonders das Alpenpanorama sollte durch keine störenden Bauten verstellt werden. Aber auch das innerstädtische Panorama ist durch Hochbauten gefährdet – jeder der im Englischen vom Monopteros auf die Innenstadt blickt, empfindet den längst stillgelegten Hochbau des Heizwerks in der Theresienstraße als optischen Makel.
- Welche gestalterische Vision braucht die Stadt? Nötig sind nach Ansicht des Arbeitskreises genaue Vorgaben für Wettbewerbe sowie eine vorausschauende Planung der Stadt, besonders für die Standorte von Hochhäusern. Bei der Auswahl dieser Standorte darf nicht der

Zufall regieren - besser Cluster als eine Stangerlparade. Dies wurde von der Mehrheit des Arbeitskreis als richtig beurteilt.

- Vor allem bei hohen Gebäuden sind besonders hohe Maßstäbe an die gestalterische Qualität zu legen. Schließlich sieht man sie von weit her; kein Fehler kann sich verstecken. Darum sollten sich Hochhäuser in das Stadtbild einfügen, in Qualität und Höhenentwicklung.
- Der Arbeitskreis erinnerte an soziologische Aspekte, besonders bei sehr stark verdichteten Bauquartieren, und hält Nutzungsmischungen von Gewerbe und Wohnen mit anteilig hohem Grünbereich für erstrebenswert.
- Hochhäuser sind ökonomisch beurteilt weniger günstig als niedrige Gebäude gleicher Dichte. Wesentliche Kostenfaktoren sind hier die teuren vertikalen Verkehrserschließungen (Aufzüge), die aufwendigere Haustechnik und Klimatisierung.
- Verkehrliche Aspekte spielen bei stark verdichteten Wohn- und Gewerbequartieren, speziell auch bei Hochhäusern, eine besondere Rolle. So muss die Verkehrsinfrastruktur und die Anbindung an den Öffentlichen Personen-Nahverkehr (ÖPNV) bei der Auswahl dieser Gebiete besonders beachtet werden. Sie muss bei dem zentrischen Gefüge der Stadt Entscheidungsgrundlage für die Standorte der Subzentren und die Qualität der einzelnen Stadtteile sein, um eine sinnvolle, weitere Entwicklung zu ermöglichen und um ungeplanten Entwicklungen entgegen zu wirken.
- Hochhäuser beeinflussen das Stadtklima und die Lufthygiene (lokale Windfelder, Windgeschwindigkeit, Durchlüftung der umliegenden Gebiete), den urbanen Wärmehaushalt und die Verschattung. Diese ökologischen Aspekte dürfen nicht vernachlässigt werden.

Zustimmung der Bürger setzt Offenheit der Verwaltung und der Investoren voraus

In der letzten Sitzung des Arbeitskreises wurde auch über die Vorträge von Prof. Sauerbruch und Prof. Stracke berichtet, die sie während des Workshops zum Thema Hochhäuser (veranstaltet vom Planungsreferat der Stadt 2005) gehalten hatten. Sauerbruch sagte, die Münchner Hochhausstudie von 1995 sei für die Beurteilung von Hochhäusern bei Standorten und stadtstrukturellen Fragen eine gute und ausreichende Grundlage, was jedoch hinterfragt werden sollte. Er forderte qualitätsvolle Architektur, Höhe allein sei kein Garant für Qualität. Hochhäuser müssten sich gut in den baulichen Kontext integrieren und gut an öffentliche Verkehrsmittel angebunden sein. Auch forderte er beständige und alterungsfähige Materialien. Die mögliche Höhe eines Gebäudes sei abhängig von der Lage im Stadtgebiet, wobei Bauten von geringerer Höhe in der öffentlichen Meinung kaum wahrgenommen würden. Trotz der energieintensiven Bauform sei der Energieverbrauch zu beschränken. Hochhäuser bräuchten als Verkörperung des „Städtischen“ im übrigen unterschiedliche Nutzungen.

Stadtgestalt durch bewusste Planung und Gestaltung weiterhin erlebbar machen

Der Arbeitskreis Höhe und Dichte begrüßte die Klarstellung von Professor Stracke, dem Mitverfassers der Hochhausstudie, dass sein Teil der Hochhausstudie eine Dichte-Studie und kein Beitrag für Hochhaus-Standorte sei. Eine solche Untersuchung von seiten der Stadt forderte er in der Hochhausstudie sogar ein. Eine Dichtestudie sei aber wichtig, um in bisher eher zufällig gewachsenen Quartieren Potentiale zu erkennen und um bei neuen baulichen Anforderungen mehr Qualität zu erreichen.

Die Stracke-Studie nimmt allerdings an, die Stadt sei zu groß, um als Ganzes betrachtet zu werden. Vielmehr sei der Zusammenhang der Stadt nicht mehr überall erkennbar. Diese Schlussfolgerung der Studie hält der Arbeitskreis mehrheitlich für falsch. Die unterschiedlichen Qualitäten und Eigenheiten der Stadtteile dürften nicht zu dem Fehlschluss führen, München sei als Gesamtstadt nicht mehr planbar, steuerbar oder erlebbar. Zum Vergleich wurde die Entwicklung in Barcelona angeführt, wo konsequent die Fortentwicklung der Gesamtstadt verfolgt werde. Ziel muss es sein, die Stadtgestalt durch bewusste Planung und Gestaltung weiterhin erlebbar zu machen und das Gesamtgefüge Münchens nicht aufzugeben. Das heißt konkret, die weitere Entwicklung der Stadt und besonders auch ihr Höhenprofil als Einheit zu begreifen und einer weiteren Stadtentwicklung zugrunde zu legen.

Die Schreiber-Hochhausstudie zu einer verbindlichen Studie zur Stadtgestalt ausbauen

Ein fortgeschriebener Stadtentwicklungsplan muss auch formale Aussagen, auch zur Höhenentwicklung machen. Die Stracke-Studie von 1995 kann dies nach Überzeugung der Arbeitskreismitglieder und von Prof. Stracke selbst nicht leisten. Zu fordern wäre deshalb eine Weiterentwicklung der Schreiber-Studie zu einer Studie zur Stadtgestalt, zum städtischen Raum und zur Höhenentwicklung, die festlegt, wo historische Bereiche, wo Sichtbeziehungen beachtet werden müssen, bzw. wo hohe Gebäude auf keinen Fall errichtet werden dürfen, um die für München typischen Eigenheiten der Topografie und des bisherigen Stadtgefüges und des Stadtprofils zu berücksichtigen und nicht zu zerstören.

Hochhäuser gelten als Sinnbilder des Großstädtischen. Sie vorwiegend am Mittleren Ring anzuordnen, entspricht dieser Sinnggebung nur, wenn die Quartiere, in denen Hochhäuser gebaut werden sollen, auch erlebbare großstädtische Quartiere sind. Hochhäuser dürfen nicht nur als *points de vue* eines Quartiers beurteilt werden, sondern müssen sich in das Stadtprofil einfügen und es weiterentwickeln.

Neue Hochhäuser in München dürfen die Großstadtbewohner nicht aussperren

Neue Hochhäuser sollten deshalb und dürfen keine von der übrigen Stadt abgeschlossenen Solitäre sein. Vielmehr ist eine angemessene Nutzungsmischung sinnvoll, wie bei manchen Hochhäusern in den USA oder in Innsbruck, wo von der Stadt mindestens 25 % öffentlicher Anteil festgelegt wurde.

Die Bürger sollen Zugang zu Hochhäusern haben, vorzugsweise durch großzügige Atrien und *sky lobbies* o.ä., sowie durch Einrichtungen, die Bürger aufsuchen können, wie z. B. die Rockefeller-Plaza mit der winterlichen Schlittschuhbahn. Als Sinnbilder des Großstädtischen dürfen Hochhäuser die Großstadt nicht aussperren.

Hochhäuser dürfen auch nicht isoliert bewertet werden. Ein nur für Hochhäuser zuständiger Beirat, über den in der Stadt nachgedacht wird, läuft nach Ansicht des Arbeitskreises diese Gefahr. Er könnte eher zufällige und damit beliebige Hochhausentwicklungen fördern, die nicht im Kontext der Gesamtstadtentwicklung geplant werden.

Das Interesse der Bürger an Stadtgestalt und Stadtqualität ist ernst zu nehmen. Eine Zustimmung der Bürger zu Bauvorhaben setzt Offenheit der Verwaltung und der Investoren voraus. Das Münchner Forum versteht sich in diesem Sinn und wirkt weiterhin als Moderator. In einem neuen Arbeitskreis unter dem Leitthema „**Stadt: Gestalt und Lebensraum**“ soll diskutiert werden über die Wichtigkeit der gestalterischen Qualität von Stadträumen für das Wohlbefinden und die soziale Ausgewogenheit der Bürger, über die Notwendigkeit einer Gestaltung, die es ermöglicht, sich in einer Stadt zu orientieren und ein Gefühl der Identifikation zu schaffen.

Arbeitskreis Höhe und Dichte

Das Münchner Forum diskutiert auch 2006 konstruktiv-kritisch die Stadtgestalt:

München stellt auch künftig viele herausfordernde Fragen

Was das Münchner Forum zur Entwicklung der Stadt betragen kann, verdichtet sich seit jeher in Arbeitskreisen. Hier eine Kurzübersicht über Arbeitskreise, die 2006 ihre Arbeit fortsetzen oder sich neu absehen lassen:

Arbeitskreis Stadt: Gestalt und Lebensraum: Dieser Nachfolger des bisherigen Arbeitskreises Höhe und Dichte beginnt seine Arbeit im neuen Jahr. Sein Sprecher ist Wolfgang Czisch, der Vorsitzende des Programmausschusses im Münchner Forum.

Die Diskussion über die Stadt beschränkt sich heute fast nur auf soziologische und soziale Fragen, multikulturelle Aspekte, Wirtschaft, Verkehr und technische Infrastruktur. Stadt nimmt der Betrachter jedoch als erstes sinnhaft wahr. Darum muss der vernachlässigten Gestaltung im Stadtraum wieder zu ihrem angemessenen Rang verholfen werden. Stadt lässt sich eben nur im Zusammenhang von Nutzung und Gestaltung begreifen. Für die Orientierung des Bewohners ist wesentlich die Ablesbarkeit der Gestaltungselemente wie Wege und Plätze, besondere Gebäude- und Raumkanten, die Proportionen des Stadtraumes sowie die Atmosphäre in einem Stadtviertel, die ihn unverwechselbar macht. Über diese Aspekte und ihre Auswirkungen auf das soziale Klima einer Stadt, den Lebensraum Stadt soll in diesem Arbeitskreis diskutiert werden.

Arbeitskreis Innenstadt: Dieser Arbeitskreis besteht schon länger, wird aber unter neuer Leitung von Florian Sattler fortgeführt. Sattler ist als früherer Pressesprecher des Rathauses ein exzellenter Kenner der Stadt. Die Innenstadt verändert stark ihr Gesicht und ihre Funktionen. Eine intensive Diskussion zwischen Planern, Investoren und Bürgern ist unverzichtbar. Das hat nicht erst die erfolgreiche Veranstaltung des Forums zur Neubebauung des Areals des Süddeutschen Verlages gezeigt. Über Zukunftskonzepte zur Innenstadt hatten wir Sie im September informiert.

Arbeitskreis Generationen-Wohnen: Alternativ und attraktiv: Auch dieser Arbeitskreis nimmt 2006 seine Arbeit neu auf. Neue generationenübergreifende Wohnformen werden immer wichtiger. Dabei geht es nicht nur darum, Wohnungen an die im Laufe des Lebens sich wandelnden Bedürfnisse anzupassen, sie also möglichst von vornherein auf Umbaufähigkeit auszurichten, sondern auch das Miteinander verschiedener Generationen in einem Haus oder in einer Wohnanlage möglich und sinnvoll zu machen. Neue Ideen und Bauformen sind gefragt. Der Arbeitskreis wird sich sicherlich auch mit Senioren-WGs und anderen neuen Formen des Wohnens befassen, und dies möglichst konkret anhand bereits realisierter oder geplanter Projekte vorwiegend in München. Diesen Arbeitskreis wird der Architekt Franz Kiessling leiten.

Arbeitskreis Bildung: Drei grundlegende Themen hatte dieser Arbeitskreis 2005 aufgegriffen und in Podiumsdiskussionen vertieft – wir berichteten. 2006 will er Konsequenzen aus dieser Analyse ziehen und die Reihe „Münchner Domino - Zwiegespräche zur Bildung“ an konkreten Themen in Vorträgen und Diskussionen fortsetzen. Doris Niemann wird den Arbeitskreis leiten.

Arbeitskreis Attraktiver Nahverkehr: Unter Leitung von Bertold Maier befasst sich dieser Arbeitskreis schon seit etlichen Jahren mit Fragen des ÖPNV in der Stadt und in der Region.

Arbeitskreis Urbanität der Wissensgesellschaft: Noch nicht endgültig beschlossen ist über diesen Arbeitskreis, der einer komplexen Frage nachgehen soll: Ist die Wissensgesellschaft auf urbanes Leben und urbane Kontakte angewiesen, oder funktioniert sie ebenso gut als Netzwerk irgendwo benutzter Computer? Alle Erfahrung spricht dafür, dass Urbanität und Wissensgesellschaft sich wechselseitig bedingen; denn bekanntlich entstehen geschätzt 80 Prozent aller Ideen und Innovationen im oft beiläufigen, spontanen Gespräch, in persönlicher Kommunikation zwischen Menschen. Ganze Hochschuleinrichtungen wie etwa der Neubau der Fakultät für Maschinenwesen der TU München in Garching sind baulich auf solche Spontangespräche hin optimiert. Wenn das so ist, sind Einrichtungen der Wissensgesellschaft, besonders die Universitäten, als Kristallisationskerne des innovativen Gesprächs am besten mitten in der Stadt aufgehoben. Die Absiedlungspolitik des Freistaats bei der LMU und der TU nach Garching und Martinsried steht dem entgegen. Aber auch die Öffnung der Universitäten für die Bürger und ihre Bereitschaft, über ihre Hochschulgrenzen hinaus Dialog anzubieten, hält sich in Grenzen. Der Arbeitskreis wird, wenn er zustande kommt, deshalb erörtern, was dieser Zusammenhang von Urbanität und Wissensgesellschaft für die Zukunft etwa der Maxvorstadt mit ihren vielen Hochschulgebäuden und für die Klinikviertel am Sendlinger Tor und in Bogenhausen bedeutet.

Wenn Sie an einem Arbeitskreis mitarbeiten möchten, wenden Sie sich bitte an die Geschäftsstelle des Münchner Forums, Tel. 089 28 20 76.

Vor zehn Jahren ging München eine UNICEF-Patenschaft ein:

UNICEF wird in München weiterhin unterstützt

Der Schauspieler und UNICEF-Botschafter Blacky Fuchsberger hatte vor zehn Jahren die Idee, München ein Jahr lang zu einer UNICEF-Patenstadt zu machen. Das war 1996. Seither hat die Stadt diese Beziehung zum UNO-Kinderhilfswerk kontinuierlich gepflegt.

Beispielsweise nimmt Edith von Welser-Ude, die Ehefrau des Oberbürgermeisters, im Rathaus nach wie vor jeweils in der Weihnachtszeit und danach doppelt erhaltene oder aus anderen Gründen nicht so willkommene Geschenke an, um sie zu versteigern und das Geld an Kinder in aller Welt weiterzuleiten. UNICEF-Aktionen, unter ihnen das Einsammeln von Restmünzen, das Verkaufen signierter Schirme und regelmäßige Weihnachtsbackaktionen, brachten in München seit 1996 jedes Jahr bis zu 50.000 Euro ein und werden weitergeführt.

Auch direkt fließt bares Geld. Im Herbst spendete eine Firma 2,5 Millionen Euro

Aber auch direkt fließt bares Geld. Das US-Unternehmen Amway, das seine Europa-Geschäfte von Puchheim bei München aus leitet, versprach UNICEF in Gegenwart von Oberbürgermeister Christian Ude im Herbst für die nächsten fünf Jahr 2,5 Millionen Euro an Spendengeld. Der Stadt liege daran, dass UNICEF regelmäßig unterstützt werde, sagte Ude, der auch Mitglied im nationalen UNICEF-Komitee ist. Er forderte andere international tätige Unternehmen im Münchner Raum auf, sich an dieser Initiative ein Beispiel zu nehmen. Gernot Brauer

Fahrgastinformation der Verkehrsbetriebe soll ab April 2006 besser werden:

Ab Ostern fahren Busse und Bahnen satellitenüberwacht

440 Millionen Menschen – mehr als fünfmal die gesamte Bevölkerung Deutschlands- fahren jedes Jahr mit Münchens Busen und Bahnen. Kommendes Frühjahr modernisieren die Stadtwerke ihre Verkehrssteuerungstechnik. Besonders die Fahrgastinformation soll dann besser werden.

500 U-Bahn-Wagen und annähernd ebenso viel Busse (die Hälfte im städtischen Eigentum, die andere Hälfte angemietet) sowie rund hundert Trambahnen fahren in München. Rund 1500 Bus-, Tram- und U-Bahn-Fahrer legen unglaubliche Strecken zurück. Allein jeder U-Bahn-Wagen fährt jedes Jahr 100.000 km – das wäre zweieinhalb mal rund um die Erde.

Seit 1967 Münchens älteste U-Bahn-Wagen im Einsatz. Bis zur Fußball-WM 2006 erhält München noch etliche neue Züge aus dem Werkstätten vom Bombardier in Henningsdorf bei Berlin. Dann könnten ähnlich wie schon bei der S-Bahn die Olympia-Züge eigentlich ausgemustert und verkauft werden. Doch gibt es für solche Fahrzeuge kaum einen Markt. Es kann also sein, dass die U-Bahn-Oldtimer durchaus noch einige Jahre im Münchner Untergrund unterwegs sein werden. Was allerdings dringend aufgerüstet werden muss, ist ihr Steuerungssystem.

Verkehrssteuerung in München ab 2006 auch über das Satellitensystem GPS

An die 20 Jahre alt das System der Verkehrssteuerung für Münchens Bussen und Bahnen. Der Rechner wurde vor etwa zehn Jahren letztmals erweitert. Er arbeitet an der Grenze seiner Kapazität. Bei der letzten Fahrplanumstellung zu Beginn dieses Monats war er schlicht überfordert; tagelang fielen die Fahrgastinformationen aus. Ab kommendem Frühjahr werden die Stadtwerke nun nicht nur eine neue Hardware, sondern auch gleich eine neue Software benutzen, ein sogenanntes Intermodales Transport Control System. Zugleich stellt München von infrarotgesteuerten Baken überall in der Stadt (an die tausend stehen unauffällig vor Kreuzungen und an

Haltestellen und registrieren, welcher Bus und welche Bahn sich gerade wo befindet und regeln die grüne Welle für Bus und Tram auf den Straßen) auf das Satellitensystem GPS um. Erstmals lassen sich ab 2006 Informationen über den MVG-Betrieb und den der S-Bahn eng vernetzen. Wer das eine System benutzt, kann dann auch über das andere erfahren, wann dort Anschlusszüge fahren und ob sie pünktlich sind.

Die Fahrgastinformation der Verkehrsbetriebe soll mit GPS besser und sicherer werden

Mit der Fahrgastinformation ist das so eine Sache: Theoretisch arbeitet sie *online*, teilt also mit, ob ein Baus oder eine Bahn nach Fahrplan verkehren oder verspätet sind. Wie lange Störungen im Regelbetrieb dauern, kann aber kein System wissen. Geht auf einer Linie etwa zehn Minuten nichts vorwärts, löscht der Rechner alle Inforationen über diese Linie von den Anzeigetafeln. Es kommt gelegentlich vor, dass sich just in diesem Moment ein Stau auflöst oder eine Panne beben lässt. Fährt eine Bahn kurz darauf wieder, kann die Fahrgastinformation darauf derzeit noch keine Rücksicht nehmen. Mit GPS wird das besser werden. Fehlende oder falsche Informationen sollen immer seltener werden.

Die Grüne Welle für die Tram hat dem Autoverkehr nicht geschadet – im Gegenteil

Wie dicht das Info-Netz heute schon ist, ist kaum zu ermessen. So sendet Münchens Verkehrsleitsystem täglich bis zu über einer Million Steuersignale an ein einziges Bündel von Ampeln, die den Verkehr einer Kreuzung regeln, über die auch Busse und Bahnen verkehren. Die Einführung der Grünen Welle für den öffentlichen Verkehr ist nach Auskunft der Stadtwerke übrigens nicht zu Lasten der Autofahrer gegangen. Früher hatten die starren Ampelphasen grundsätzlich auf lange und langsame Trambahnen Rücksicht zu nehmen. Heute schalten diese sich ihren Fahrweg nur noch dann frei, wenn sie auch kommen; in der restlichen Zeit genügen kürzere Stop-Phasen für den Autoverkehr als früher, der damit insgesamt besser fließt als noch vor einigen Jahren.

Sicherheit wird groß geschrieben: 600 Kameras in U-Bahnhöfen - und jetzt auch im Bus

Sicherheit ist in allen Verkehrssystemen ein Thema. Schon jetzt sind in den U-Bahnhöfen rund 600 Kameras in Betrieb. In den ersten zehn Bussen wird ebenfalls bereits videoüberwacht. Und gerade gehen zwanzig weitere Busse mit dieser Technik in Betrieb. Kameras und Monitore werden bald im gesamten Verkehrsnetz zum Alltag gehören. Ein Effekt: Mehr Überwachung reduziert ein wenig die Vandalismus-Schäden, die in München zwar wesentlich geringer sind als in Berlin oder Frankfurt, aber doch allein in der U-Bahn jedes Jahr rund eine Million Euro Schaden verursachen, für den die Allgemeinheit aufkommen muss.

Noch kein Thema ist in München die fahrerlose U-Bahn- Versuche in der Wendeanlage Fröttmaning wurden abgebrochen, als der WM-Stress eine Bündelung aller Kräfte verlangte. Nun wartet München ab, welche Erfahrungen Nürnberg mit fahrerlosen Zügen macht. Die Technik für eine Übernahme ist auch in München vorhanden, schließlich fahren die Züge schon jetzt fast vollautomatisch. Offen ist die Frage, ob Fahrgäste in Bussen und Bahnen künftig mobil telefonieren dürfen. Technische Probleme wie früher in Bussen gibt es nicht mehr. Das Rathaus will nach den Wünschen der Bürger entscheiden. Stimmt die Mehrheit in Umfragen zu, wird das Handy auch im Öffentlichen Verkehr Einzug halten. Bisher war aber die Mehrheit dagegen. So lange das so bleibt, werden Fahrgäste in Bussen und Bahnen weiterhin nicht erreichbar sein und auch niemanden anrufen dürfen.

Gernot Brauer

Öffentlichkeit in Zeiten der Digitalisierung: eine „Erweiterung der Kampfzone“

Öffentlicher Raum ist in der digitalen Ära nur Raum auf Zeit

Öffentlicher Raum und privat genutztes Internet haben mehr miteinander zu tun als man vermutet. Das zeigte eine Sendung von Markus Metz und Georg Seeßlen,

die der Bayerische Rundfunk in seinem Zündfunk-Programm am 20. November 2005 auf Bayern 2 ausstrahlte. Mit Genehmigung des BR bringen wir Ihnen hier den Text dieser spannenden Sendung hier. Er ist lang, aber lesenswert.

Einerseits: Alle Welt spricht vom Rückzug ins Private. Von den mit Überwachungskameras und Werbung überfüllten öffentlichen Plätzen flüchten die Menschen in ihre privaten Wohnhöhlen, um sich vor Fernsehern, PCs und Spielkonsolen von der realen Welt zu entrücken. Das *Co-cooning* ist die letzte große soziale Bewegung – weg von der Gesellschaft. Andererseits: Lautstark und manchmal mit Gewalt machen die Oppositionellen, die Künstler, und nicht zuletzt die Ausgegrenzten und Vernachlässigten in den Straßen der Städte und Vorstädte auf sich aufmerksam. Noch nie war der öffentliche Raum so begehrt und umkämpft, gerade weil er vollgestopft ist mit digitaler Technologie, weil nur hier die Fernsehkameras warten und die Konsum-Bilder nachhaltig gestört werden können.

Einerseits: Immer weniger Menschen suchen zum Beispiel einen Ort wie das Kino auf. Immer mehr Menschen ziehen stattdessen das *Hi-Tech-Heimkino* mit Beamer und *Dolby-Surround-Ton* vor. Andererseits: Nachdem sowohl *Cyber-Utopisten* als auch *Apokalyptiker* der Modernisierung lange das Verschwinden des öffentlichen Raums unter dem digitalen Ansturm prophezeiten, sprechen Soziologen und Stadtplaner heute von seiner Übernutzung. Mag auch jeder und jede, die sich zu ihm hingezogen fühlen, das Handy, die Pocket-Kamera und einen MP3-Player mitbringen - die Sehnsucht nach der konkreten *Face-to-Face*-Erfahrung mit realen Zeitgenossen scheint auch im digitalisierten Alltag ungebrochen.

Öffentliche Plätze für Philosophen, Politiker, Märchenerzähler, Diebe, Prostituierte, Dealer

Man sagt, schon die Vorfahren der Bewohner der großen Stadt seien besonders kluge Leute gewesen. Sie bauten Häuser, in denen jede Familie für sich sein konnte, aber sie ließen auch einen großen Platz in der Mitte frei, wo sich alle versammeln konnten. Dann bauten sie eine Mauer um ihre Siedlung herum. Sie errichteten Tempel für ihre Götter, einen Palast für ihre Herrscher und einen Basar zum Feilschen und Handeln. Freilich: Während man sich die Gefahren von außen vom Leibe halten konnte, wuchsen die Gefahren im Inneren: Die Enge machte die Menschen reizbar und streitsüchtig. Der Kampf um die Herrschaft wurde nicht nur mit Worten, sondern auch mit Dolchen und Gift geführt. Und auf dem öffentlichen Platz trafen sich nicht nur Philosophen, Politiker und Märchenerzähler, sondern auch Diebe, Prostituierte und Händler mit berauschenden Substanzen. Im öffentlichen Raum konnte man sein Glück oder seinen Platz in der Gemeinschaft finden oder wenigstens die angenehmsten Stunden des Tages verbringen. Man konnte aber auch vieles verlieren, vielleicht sogar das Leben.

Im öffentlichen Raum prallten verschiedene Kulturen und soziale Schichten zusammen

Die Stadt-Ethnologin Kathrin Wildner unterrichtet Theorie des öffentlichen Raums an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe. Für sie stammt die Idealvorstellung des öffentlichen Raums aus der griechischen Antike: er „ist Ort des Sprechens und Handelns. Zur Zeit des aufkommenden Bürgertums im 18./19 Jh. war öffentlicher Raum ein Raum der Versammlungen, des Austauschs, der Repräsentation.“ Peter Selle, Professor für Planungstheorie und Stadtplanung an der Technischen Hochschule Aachen, Forschungsschwerpunkt Öffentlicher Raum, ergänzt: „Es war mitnichten so, dass alle öffentlichen städtischen Räume für alle zugänglich waren, dass sich alle friedvoll mischten und kommunizierten. Es gab immer schon Stadtteile für einzelne soziale Gruppen. Und es gibt bis heute Gebiete, wo bestimmte Gruppen vorrangig wohnen und im öffentlichen Raum präsent sind. Es gab immer Konflikte im öffentlichen Raum, ein Zusammenprallen verschiedener Kulturen und sozialer Schichten. Es wurde versucht, diese zu entzerren, indem man den Zugang verhinderte.“

Im Idealfall sollte der öffentliche Raum den Bewohnern erlauben, Konflikte auszutragen, Projekte zu beschließen, unterschiedliche Interessen miteinander zu verknüpfen, aber auch Hierarchien zu bilden und Ausgrenzungen vorzunehmen. Wer reden darf und wer nicht, wird bestimmt durch Klasse, Rasse und Geschlecht. Sklaven, Fremde, Wahnsinnige und Revoluzzer haben im

öffentlichen Raum nichts zu suchen. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert, nur sind die Methoden zur Durchsetzung dieser ungeschriebenen Ordnungen subtiler geworden. Schon immer, so scheint es, gab es einen großen Unterschied zwischen dem, was der öffentliche Raum in einer Demokratie sein hätte sollen, und dem, wie er wirklich funktioniert. Peter Selle dazu: „Es besteht die Neigung, Öffentlichkeit und öffentlichem Raum zu verwechseln: nicht 1:1 übertragen. Öffentlichkeit meint mehr als das, was auf Plätzen stattfindet. Neue Medien geben neue Impulse für Entwicklung der Öffentlichkeit.“

Der öffentliche Raum: Platz zur Austragung von Konflikten wie für die Massenkultur

Der Platz in der Mitte war zum großartigsten und gefährlichsten Ort in der Stadt geworden. Vom Palast der Herrscher und aus den Tempeln wurde er misstrauisch beobachtet. Denn einerseits war dieser öffentliche Raum für die Herrschaft so notwendig wie für den Glauben an die einzig wahren Götter. Andererseits aber entzog man sich dort auch immer wieder der Kontrolle. Da tummelten sich die Verbrecher, da trafen sich die Menschen zum Laster und zum Spott, da braute sich womöglich die Revolte zusammen. Der öffentliche Raum musste also kontrolliert werden. Man stellte Wachen auf. Man richtete eine Beleuchtung für die Abendstunden ein. Man erließ Verordnungen und Gesetze, die das Verhalten im öffentlichen Raum regeln sollten. Und jede neue Herrschaft versuchte, sich den öffentlichen Raum nach ihrem Bilde einzurichten. Dazu die Stadt-Ethnologin Kathrin Wildner: „Heute ist zentrale Funktion des öffentlichen Raums, Konflikte auszutragen, Heterogenität der Gesellschaft darzustellen und im öffentlichen Raum auszuhandeln. Andere Vorstellungen zielen eher auf Konsumverhalten, auf Massenkultur, versuchen, eine Simulation von öffentlichem Raum herzustellen, d. h. einen Raum zu schaffen, in dem alle gemeinsam loyal einer bestimmten Funktion - Wahlverhalten, Kaufverhalten - folgen.“

Öffentlicher Raum heute: nur mehr ein Paradies der Werbebotschaften und Waren?

Ist dieser öffentliche Raum nur noch vorstellbar als kapitalistisches Paradies der Werbebotschaften und Waren für glückliche und angepasste Konsumenten? Als Ort, an dem für die kleinsten sozialen Kontakte, die kleinsten Bedürfnisse nach Nähe und Emotion ständig Bezahlung verlangt wird? An diesem neuen öffentlichen Raum aus Event-Location und Shopping Mall wird nicht nur der Bettler, der Punk, der Obdachlose als Störung empfunden. Genauso stört auch die klassische Nutzung als Ort der moralischen und politischen Manifestation. Der gewaltige Aufwand an Überwachungs- und Kontroll-Elektronik lässt die Benutzer zugleich Sicherheit wie Bedrohung empfinden. Peter Selle, Professor für Planungstheorie und Stadtplanung an der Technischen Hochschule Aachen: „Wenn Menschen die Wahl haben zwischen einem unwirtschaftlichen, sozial nicht kontrollierten Raum und Räumen mit hoher Polizeipräsenz oder Kameras, dann entscheiden sie sich für letzteren, weil man sich dort ungefährdet bewegen kann. Wenn es mehr soziale Kontrolle durch andere Menschen und Wohnnutzung gäbe, dann bräuchten wir technische Überwachungsinstrumente nicht.“

Zur Theorie des Neoliberalismus gehört die Privatisierung nicht nur des Profits, sondern auch der politischen und sozialen Gestaltungsmittel wie öffentlicher Verkehr, Polizeidienste oder Krankenhäuser. Die elektronische Überwachung des öffentlichen Raums liegt längst nicht mehr nur in den Händen von Staat und Sicherheitsbehörden. Wer da wen überwacht, wird mehr oder weniger durch den Besitz der Technologie geregelt, und was das anbelangt, ist ausgerechnet der öffentliche auch ein einigermaßen rechtsfreier Raum. Mirjam Struppek, Urbanistin mit Spezialgebiet ‚Öffentlicher Raum und digitale Medien‘: „Bei der Überwachung im öffentlichen Raum muß man schon sehr aufpassen und diese transparent halten. Es gibt keine zentrale Stelle, wo ein Geschäft anmelden muss, dass es den Vorraum vor dem Geschäft überwacht.“

Die Voraussetzungen für eine Videoüberwachung von öffentlich zugänglichen Räumen, veranlasst durch private Stellen, regelt Paragraph 6b des Bundesdatenschutzgesetzes. Demnach muß deutlich auf die Überwachung hingewiesen werden. Aufgezeichnet werden darf, wenn der Zweck der Videoüberwachung dies erforderlich macht. Und je nach Zweck dürfen die Aufzeichnungen zwischen drei Tagen und mehreren Wochen gespeichert werden.

Das Fernsehen ersetzt den Marktplatz, auf dem man anderen Menschen zusehen kann

Die Stadt wuchs und das Umland richtete sich immer mehr auf das Geschehen in der großen Stadt aus. Auch in entfernten Siedlungen wollte man wissen, was auf dem Platz in der Stadt gesprochen wurde, wie man sich dort zu kleiden und zu sprechen pflegte. So erfand man ein System der Nachrichten: Man schickte Bilder und Erzählungen in die Welt, erfand Papier und Druckkunst; dann konnte man Töne durch Wellen in der Luft aussenden, schließlich auch Bilder. Eine Maschine wurde entwickelt, mit der man aus weiter Entfernung auf den öffentlichen Raum in der großen Stadt sehen konnte. Nun musste man nicht mehr leibhaftig auf dem öffentlichen Platz erscheinen, um an dem teilzuhaben, was man Öffentlichkeit nannte, sie drang durch die medialen Löcher in den Privatraum. Allerdings konnte man nun auch nicht mehr so genau sagen, wo die Grenzen zwischen dem öffentlichen Raum und den Privatsphären verliefen. Und ehrlich gesagt: Viele Leute wollten das auch gar nicht so genau wissen. Denn die Neugier auf die Privatsphäre des Nachbarn war mindestens so groß wie das Interesse des einzelnen, in der Öffentlichkeit zu erfahren, wie es sich derzeit mit den Herrschern und mit den Göttern verhielt. Schneller und immer schneller verbreiteten sich die Bilder und die Geschichten, bis schließlich die Welt mehr von diesen Bildergeschichten zusammengehalten wurde, als von den wirklichen Begegnungen auf Straßen und Plätzen. Bis sich die Herrscher, die Priester und die Marktleute überlegten, ob man sich diese nicht ganz sparen und durch heiteres Spiel und munteres Treiben ersetzen könnte.

Konflikte also sollen im öffentlichen Raum nicht ausgetragen, ja sie sollen möglichst nicht einmal zur Sprache gebracht werden. Stattdessen scheint hier eine Bühne zur Simulation von Glück, Harmonie und Wohlstand entstanden zu sein. Wird der öffentliche Raum in der Phase seiner digitalen Durchsetzung zu einer neuen Inszenierung? Immer noch geht es da ums Sehen und Gesehenwerden, aber niemand weiß mehr genau, wer da wen sieht, hört, kontrolliert und elektronisch abcheckt. Daher zeigt man sich im öffentlichen Raum weniger einem konkreten Gegenüber als einer virtuellen Öffentlichkeit. Peter Selle, Professor für Planungstheorie und Stadtplanung: „Das Leben in unseren Fußgängerzonen zeigt eigenartige Kommunikationsverhaltensweisen: die Leute reden nicht miteinander, sondern ins Handy, d.h. eine virtuelle Schicht weiterer Kommunikation liegt über den Plätzen.“

Öffentlicher Raum heute: Die Leute reden nicht miteinander, sondern ins Handy

Wenn man im öffentlichen Raum redet, dann nicht mehr unbedingt zum konkreten Gegenüber, sondern mit einem weit entfernten Partner; wenn man lauscht, dann nicht unbedingt dem Mitmenschen, sondern dem MP3-Player; und wenn man sich gegenseitig betrachtet, dann nicht unbedingt als Freund oder Gegner, sondern als Kritiker von Dresscodes und Verhaltensregeln. Während wir in blogs, podcasts und web cams ein ungeheures Bedürfnis zeigen, das Private öffentlich darzubieten, scheinen uns spontane persönliche Begegnungen im realen öffentlichen Raum immer unangenehmer zu werden. Selbst ein soziales Missgeschick ist einerseits üblicherweise peinlich, lässt uns aber andererseits sofort an die „Versteckte Kamera“ denken. Es ist, als ob wir in der neuen Form des öffentlichen Raums die menschliche Nähe nur suchten, um zugleich Strategien der Distanzierung zu entwickeln. Als ob wir nur nach der Gelegenheit suchten, in aller Öffentlichkeit in unseren digitalen Maschinen zu verschwinden. Auf ihrer Website www.interactionfield.de analysiert die Urbanistin Mirjam Struppek mediale Projekte zum Umgang mit dem öffentlichen Raum: „In den USA sitzen die Leute mit Laptop im Café, die Gadgets ziehen Aufmerksamkeit auf sich, verloren geht dabei, das Fremde im öffentlichen Raum beobachten und damit indirekt in Kontakt kommen zu können. Da setzen künstlerische Projekte an, die ich auf meiner Website sammle, Alternativen, die anders mit neuen Medien umgehen: z.B. im Café öffnet sich eine Seite im Web, die zeigt, wer sonst noch im Café sitzt. Das heißt: Das Gerät dient als Katalysator für einen direkten Austausch.“

Wer nun auf einen öffentlichen Platz kommt, der tut es, den Kopf voller Bilder

Natürlich gab es immer kritische Gelehrte, die vor der Verwandlung der Stadt mit ihren Mauern, Plätzen, und wirklichen Begegnungen in ein globales Dorf der Bilder und Erzählungen warnten.

Und noch eindringlicher davor, wie sich Privates und Öffentliches miteinander vermischen würde, wie die Bilder und Geschichten nicht mehr von der Welt erzählen würden, so wie sie ist, sondern so, wie man sie sehen möchte: Die Beherrschten, um ihrem öden Alltag zu entgehen und die Herrscher, weil sie damit über eine wirkungsvolle Form verfügten, das Volk zu lenken. Die Entwicklung nahm schließlich noch einmal einen rasenden Verlauf, als die Bilder sich von der analogen zur digitalen Technik wandelten. Die wenigsten Leute wussten genau, was da vor sich geht. Aber allen war klar: Die Bilder wurden schneller, genauer, grenzenloser, lustvoller, schmerzhafter. Und ihnen war noch viel weniger zu trauen als allen Bilderwelten zuvor. Wer nun auf den öffentlichen Platz kam, der tat es, den Kopf voller Bilder und verbunden mit verschiedenen Informationsnetzen. Man schien hier immer zugleich da und ganz woanders zu sein, zugleich man selbst und das Bild, das die Maschinen von einem machten.

Kathrin Wildner, Stadt-Ethnologin, sagt dazu: „Es gibt den öffentlichen Raum an sich nicht, sondern unterschiedliche Öffentlichkeitsebenen: 1. Ebene ist *Face-to-face*-Ebene, direkte Begegnung im öffentlichen Raum. 2. Ebene wäre themenspezifische Interaktionsebene (Podiumsdisk., Demo). 3. Ebene ist mediale Öffentlichkeit der Massenkommunikation (ein anderer Einfluss von Technik oder Expertenwissen, Beeinflussung der öffentlichen Meinung). Verschiedene Öffentlichkeiten haben verschiedene Räume: Straße – geschlossene Räume – Medien.“

Für die mediale Öffentlichkeit brauchen wir offensichtlich einen neuen Sinn

Kann ich den Menschen am Nebentisch oder in der Menge, der sexy oder gefährlich sein mag, nicht nur körperlich, sondern auch elektronisch erfassen, mit dem Handy, dem Laptop, der Digitalkamera? Auch das kann man lernen, im neuen öffentlichen Raum, der teils real und teils elektronisch ist. Und so wie man sich verkleiden kann, wie man seinen Geruch durch Parfüm verändert, so kann man sich auch digital maskieren. Vielleicht verwandelt sich die Stadt ja selber in einen virtuellen Raum, oder zumindest in ein Durcheinander von wirklichen Bildern und elektronischen Projektionen, Lichtspielen und Täuschungen? Peter Selle, Professor für Planungstheorie und Stadtplanung: „Neu: Riesige Werbeflächen auf Gerüsten, große Bildschirme für Werbung oder Fußball, Gebäude, die changieren – das ist eine richtige Mode in der Architektur. Es gab in Architekturgeschichte immer Inszenierungen: mit Licht, Wasser, hat man der Stadt neue Gesichter gegeben für Festivalisierungen, dann klappte man sie wieder weg. Heute ist das dauerhaft, die Arena in München strahlt das ganze Jahr.“

Die elektronische Scheinarchitektur – wie zum Beispiel das Farbenspiel der neuen Münchner Fußball-Arena – überstrahlt die heterogene Stadt, die in Wahrheit aus Zonen besteht, die zu betreten für die Bewohner der jeweils anderen höchst gefährlich ist. Die Grenzen zwischen den No Go-Areas der Ghettos der Verlierer und den bewachten Sun Citys der Gewinner sind hinter der Fassade des fröhlichen digitalen öffentlichen Raums strikter geworden und nur mit Gewalt zu überschreiten. Unter den Bedingungen der radikalen Ökonomisierung kann auf dem öffentlichen Raum kein Platz mehr sein für das politische Projekt, für Kritik und Utopie. „Ich glaube,“ sagt Selle, „der öffentliche Raum verschwindet nicht, sondern verändert und verschiebt sich. Unterschiedliche Teil-Öffentlichkeiten bilden zu bestimmten Anlässen temporäre Allianzen, um eine Öffentlichkeit zu formieren. Es gibt spezifische Räume, die Öffentlichkeit simulieren bzw. inszenieren. Als muß man sich verschiedene Räume ansehen (Straße, Bahnhof, Kino, Theater, Massenmedien), wo sich Öffentlichkeit oder öffentliche Meinung verschiebt und neue Räume entstehen. Denn sehet: Wo die Gefahr am größten ist, da wächst das Rettende auch. Und sei es in der Form eines Lichtsignals, das vom heimischen PC im Wedding an den Alexanderplatz gesendet wird, freut sich die Urbanistin Mirjam Struppek: „Es ist nötig, ein Bewußtsein für die eigene Verantwortung für die Entwicklung des Stadtraums zu schaffen, das wird nur noch als Service gesehen. Z.B. Projekt Blinkenlights in Berlin: Lichter auf der Fassade des Haus des Lehrers am Alexanderplatz per Web aktivieren.“

Die digitale Erweiterung des öffentlichen Raums bietet neue Chancen von Demokratie

Die digitale Erweiterung des öffentlichen Raums hat neben Risiken und Nebenwirkungen auch neue Möglichkeiten von Demokratie und Dissidenz zu bieten. Die kreative Verknüpfung von digitaler Öffentlichkeit und öffentlichem Raum in der Stadt findet immer wieder Wege, sich der

Kommerzialisierung, der Manipulation und der Kontrolle zu entziehen. Nicht zuletzt an jenem Ort, der gerade noch an Sony, American Express und Nokia verloren schien. Denn nicht nur das körperliche ‚Reclaim the Streets‘, auch die digitale Guerilla findet hier ein Spiel- und Kampffeld. Zum Beispiel kann man den öffentlichen Raum mit den Mitteln der Kunst an seine demokratische Idee erinnern. Stadt-Ethnologin Kathrin Wildner: „Viele Künstler versuchen, im öffentlichen Raum zu intervenieren. Z.B. ‚surveillance camera theatre‘, Theater vor Kameras, für ein neues Publikum hinter den Bildschirmen. Die Rolle von Akteur, Zuschauer und öffentlichem Raum verschiebt sich.“

Längst sind die digitalen Bildermaschinen auch im Besitz der Beherrschten. Werden wir elektronisch kontrolliert, so kontrollieren wir zurück! So wie unsere Medien schamlos den Herrschern selbst in ihr Privatleben folgen, so werden die Mechanismen der Macht auch von unten beobachtet. Prügelnde Polizisten, Tsunamis oder Politiker beim Nasebohren: Mehr und mehr sind es Privatleute, die mit ihren kleinen Bildermaschinen zur richtigen Zeit am richtigen Ort sind und die audiovisuelle Öffentlichkeit beliefern. Was wäre, wenn die vielen Bildermacher die großen Medienkreisläufe nicht nur bedienen würden, sondern auch lernen würden, zu aktivieren und bewussten Gestaltern zu werden wie es schon Brecht in seiner Radiotheorie gefordert hat? Und zwar, indem sie den öffentlichen Raum dazu als Projektionsfläche nützen? In die digital vernetzten Kokons scheint der öffentliche Raum wie eine Utopie. So wie die Menschen auf der Shopping Mall von elektronischen Liebesgeschichten träumen, so träumen die Heimcomputer von der großen vereinigenden Revolte. Schließt eure *Windows* und geht auf die Straße!

Städtische Räume sind nötig, damit reale *Face-to-face*-Beziehungen stattfinden können

Reclaim the Streets: Aber so wenig es noch die Öffentlichkeit als großes und ganzes gibt, so wenig lässt sich der Raum, den die Teil-Öffentlichkeiten verlangen, so eindeutig wie früher definieren, sagt Stadt-Ethnologin Kathrin Wildner: „Versplitterte Teilöffentlichkeiten versuchen, Macht zu erlangen oder in Verhandlungsprozesse zu treten. Sind klassische architektonische Lösungen wie Plätze, Straßen, Boulevards dafür geeignet? Gerade diese Orte wie Straßen und Bahnhöfe sind ja durch Kontrolle nicht mehr dazu da, dass da kleine Öffentlichkeiten in Konkurrenz- oder Aushandlungsprozesse treten können. Ich glaube, dass städtische Räume nötig sind, damit reale *Face-to-face*-Beziehungen stattfinden können. Aber das sind womöglich andere Räume, temporäre Räume wie Brachen, zukünftige Baugelände, Stadtränder, also nicht mehr die klassischen öffentlichen Räume. Die leisten das nicht mehr, weil die in der Regel kommerzialisiert oder so stark kontrolliert sind.“

Statt auf den Boulevards der französischen Städte entlädt sich die Wut der jungen Immigranten in ihren Banlieue-Siedlungen. *Reclaim the Streets*: Die Rückeroberung der öffentlichen Räume durch Menschen in sozialer Bewegung. Oder aber: Die Neuerfindung des öffentlichen Raums im Ghetto, in den industriellen Ruinenlandschaften der schrumpfenden Städte. Beides ist nicht mehr vorstellbar ohne die digitale Vernetzung. Die Stadt verdoppelt und verzweigt sich in der digitalen Durchsetzung, sie wird zum mehrdimensionalen Labyrinth und zu einem neuen Abenteuerfeld. Und so wie die Stadtplanung dabei neue Ideen ins Spiel bringt, so bringt die Kunst neue Spiele in die Ideen.

Das *Urban Screening* könnte ein Vorschein einer neuen, digital verstärkten Agora sein

Das *Urban Screening*, der elektronische, audiovisuelle Eingriff in die Stadt, könnte ein Vorschein einer neuen, digital verstärkten Agora sein: Großbildschirme, animierte Fassaden, Mobiltelefone mit eingebauten Projektoren, in die Kleidung integrierte Screens.... So werden wir wohl leben müssen mit der Verdopplung der Öffentlichkeit in eine Welt des *Face-to-Face* und eine andere der Virtualität. Gelegentlich überraschen uns die Crossovers, etwa wenn uns plötzlich in Fleisch und Blut eine reale Verkörperung der virtuellen Lara Croft, der Pixel-Heldin eines Computerspiels, erscheint - geschaffen mit den Mitteln der plastischen Chirurgie, der Kosmetik und der Imagination. Oder wenn wir bemerken, dass wir uns selbst gerade durch die Stadt bewegen wie die Figuren in einem Videospiel, die Punkte sammeln und Monstern ausweichen müssen. Eine andere Tendenz kommt aus der Spielecke: Schatzsuche etc, also die Möglich

keit, Daten im Raum zu verorten. In Japan wird der Stadtraum zum Computerspielort, die Spieler müssen Objekte fangen und einsammeln, per Handy mit anderen Spielern verhandeln und tauschen.

In den neuen Formen des öffentlichen Raums ein bizarres elektronisches Rauschen

Wie gesagt: die Vorfahren der Einwohner der großen Stadt galten als besonders kluge Leute. Wenn man manchmal den Eindruck hat, ihre Nachfahren hätten ihre ganze Energie darin gesetzt, Maschinen zu entwickeln, die einerseits der eigenen Kontrolle und andererseits der eigenen Verblödung dienen, dann ist das vielleicht nur die halbe Wahrheit. Denn es gehört natürlich schon eine gewisse Intelligenz dazu, sich in einem ständig schneller werdenden Spiel zwischen virtueller Öffentlichkeit und öffentlichem Raum zu behaupten, die Orientierung nicht zu verlieren angesichts etwas, das die Gelehrten in der großen Stadt die „imaginäre Illusion“ genannt haben. Sie meinen damit die Hingabe an ein Bild, das kein Zentrum mehr hat, kein Vor-Bild, weder einen eindeutigen Absender noch einen eindeutigen Empfänger. Es ist elektronisches Rauschen und Raunen in den neuen Formen des öffentlichen Raums. Das fasziniert und ermüdet. Halb gefesselt im endlosen elektronisch verstärkten Privatleben, halb erschlagen von endlosen Werbeverlockungen und Kaufanreizen fällt es schwer, die Chancen für eine politische Kultur des öffentlichen Raums noch wahrzunehmen. Verschwunden sind sie deswegen noch lange nicht.

Der öffentliche Raum in der digitalen Ära ist Raum auf Zeit und Zeit im Raum

Vielleicht ist der öffentliche Raum in der großen Stadt nun nichts anderes mehr als jener Ort, an dem wir uns treffen, *face to face*, um uns über frei umherschwirrende Bilder zu verständigen, die man nicht mehr nach Besitz und Bestimmung, nach keinem Woher und Wohin fragen kann. Der öffentliche Raum hat sich durch die digitale Medialisierung verändert. Er ist anstrengender und beweglicher geworden. Der digitalisierte öffentliche Raum entsteht nun zugleich als Funktion des Raums und als Funktion der Zeit. Wir können uns über das Internet verständigen, welchen Teil des öffentlichen Raums wir heute besetzen. In der harmlosen Art eines Flash Mobbing, wo man sich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort versammelt – zu keinem anderen Grund, als auf überraschende Art da zu sein. Oder in der demokratischen Art einer Demonstration. Aber auch, wie bei den Unruhen in den französischen Vorstädten, zu gewalttätigem Aufruhr. Der öffentliche Raum in der digitalen Ära ist Raum auf Zeit und Zeit im Raum. Was er heute ist, muss er morgen schon nicht mehr sein, und übermorgen haben wir ihn wieder woanders gefunden und gleich darauf wieder verloren.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben die Bewohner der großen Stadt heute noch so: Rastlos hin und her getrieben zwischen den elektronischen Rückzugsträumen der Welt im kleinen Kasten zu Hause, und der *Face to Face*-Verschwörung zur erneuten Besetzung des digital durchsetzten öffentlichen Raums. Und wie den alten Sisyphos, so müssen wir uns vielleicht auch diese digitalen Läufer, heute Igel, morgen Hasen, als glückliche Wesen vorstellen. Manchmal jedenfalls.

Fragen, Wünsche, Beiträge? Dann schreiben Sie uns bitte: BrauerMUC@aol.com